

Identität

Zentraleuropa und die Ambivalenz eines Begriffs

Der Identitätsbegriff erweist sich in der aktuellen Moderne-, Spät- und Postmoderne-, der Globalisierungs-, Gedächtnis- und Authentizitätsdebatte als ein Schlüsselbegriff.¹ Identitäten werden in dieser Verwendung nicht mehr als unveränderliche ‚Essenzen‘, sondern als sozial ‚gemachte‘, auf Unterscheidungen beruhende Konstrukte begriffen. Differenzen sind das markante Merkmal jener symbolischen Ordnung, schreibt Stuart Hall, die wir Kultur nennen.² In der Tat sind Identität und Differenz unauflösbar miteinander verklammert, aber schon um 1900 und in den Jahrzehnten danach hatten Ernst Mach (1838–1916) für das ‚Ich‘ und Sigmund Freud (1856–1939) für das ‚Wir‘ aufgezeigt, dass das Selbst *mehr* durch Differenz zu dem, was es nicht sei – zur „Umgebung“ bzw. zum Anderen „als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner“ – geprägt wäre als „durch die psychische Identität“. ³ Haben Mach, Freud und andere recht (und davon ist auszugehen), so sind Identitäten nichts an sich Seiendes, sondern nur Namen, die wir den unterschiedlichen Verhältnissen zum „konstitutiven Außen“ geben, um unser Selbst zu erschaffen.

Hall, der Doyen der *cultural studies*, unterscheidet drei idealtypische Identitätskonzepte:⁴ erstens das *Subjekt der Aufklärung*, in dem sich die Identität einer Person (männlichen Geschlechts) auf individualistische Weise durch ihr „essenzielles Zentrum“ – das Ich – konzipiert; zweitens das *soziologische Subjekt*, das mit der wachsenden Komple-

- 1 Der Begriff Identität (*identity*) geht auf den deutsch-amerikanischen Psychoanalytiker Erik H. Erikson (1902–1994) zurück, der diesen im Jahr 1950 in seinem Werk *Childhood and Society* [New York 1950; deutsch Kindheit und Gesellschaft; Zürich 1957] verwendete, um eine Bemerkung Sigmund Freuds in seiner *B'nai Brith Rede* (1926) über die subjektive Wahrnehmung seines jüdisch-Seins („Heimlichkeit der gleichen inneren Konstruktion“) in eine kurze Formel zu gießen. Vgl. Noack, Juliane: Erik H. Eriksons Identitätstheorie. Oberhausen 2005 (Pädagogik. Perspektiven und Theorien 6).
- 2 Vgl. Hall, Stuart: Das Spektakel des „Anderen“. In: Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004, S. 108–166, hier S. 116–122 bzw. S. 119.
- 3 Mach, Ernst: Auszüge aus den Notizbüchern 1871–1910. In: Haller, Rudolf / Stadler, Friedrich (Hg.): Ernst Mach – Werk und Wirkung. Wien 1988, S. 180.; Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse (Original: 1921). In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. XIII. Nachdruck der Ausgabe von London 1940. Hg. von Anna Freud und anderen. Frankfurt am Main 1999, S. 73–161, hier S. 73.
- 4 Vgl. Hall, Stuart: Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörning, Karl H. / Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt am Main 1999, S. 393–441, hier S. 394. Vgl. Ders.: Zur Frage der kulturellen Identität, in: Ders.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994, S. 180–222, hier S. 181–183.

xität der modernen Welt die Wahrnehmung reflektiert, das sein innerer Kern nicht autonom sei, sondern im Verhältnis zu „signifikanten Anderen“ geformt wurde“, die dem Subjekt die Werte, Bedeutungen und Symbole vermitteln. Zwar habe das Subjekt noch immer einen inneren Kern, ein Wesen, das ‚das wirkliche Ich‘ sei, dieses werde aber in einem kontinuierlichen Dialog zwischen dem Ich, dem Außen und dem Anderen – als Verklammerung von Innen und Außen – in einer spezifischen Kultur ausgehandelt und modifiziert; drittens schließlich das *postmoderne Subjekt*, das – mit einer verwirrenden Vielfalt möglicher (auch widersprüchlicher) Identifikatoren konfrontiert – ständig im Begriff sei, fragmentiert zu werden.

Der Identitätsbegriff bezeugt in letzterer Verwendung nicht mehr das Wahrhaftige, das Menschen in einem vermeintlich zeitlosen Ambiente miteinander verbindet oder voneinander trennt, sondern vielmehr das Brüchige, Transitorische und Vorläufige. Identitäten sind dem Spiel von Geschichte, Kultur und Macht unterworfen; sie sind nicht dauerhaft, sondern formieren sich aus sich ständig verändernden Diskursen, Praktiken und Positionen. Sind Identitäten auch konstruiert, historisch-kontingent und nicht von stabiler Art, so verbleiben sie dennoch Notbehelfe zur vorläufigen Orientierung.⁵ Identitäten versprechen Stabilität *nach innen*, da sie Individuen und Kollektiven das Gefühl von Sicherheit geben; *nach außen* kann das Identitätsbegehren aber als eine Kraft wirken, die ein Fremdes konstruiert, dieses als Bedrohung darstellt und ausgrenzt. Unter Identität ist die aufgrund der Erfahrung von Differenz bewusst gewordene Zugehörigkeit zu einem Kollektiv zu verstehen, das Reflexivwerden eines unbewussten Selbstbildes, das Individuen und soziale Gruppen von sich aufbauen und mit dem sich Gruppenmitglieder identifizieren.⁶ Das soziologische und das postmoderne Subjekt erweisen sich als Perspektiven, die markante Anhaltspunkte für das Verständnis der Identitätskonstruktionen in Zentraleuropa liefern können. Im Folgenden sollen diese Identitätskonzepte auf das individuelle und kollektive Bewusstsein in der Donaumonarchie umgelegt werden.

Zur sozialwissenschaftlichen Perspektive

In Zentraleuropa verliefen die Identitätsbildungen häufiger krisenhaft als anderswo; der Grund hierfür liegt auf der Hand: Dieser Raum war seit dem ausgehenden Mittelalter

5 Vgl. Mach, Ernst: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen. Nachdruck der 9. Auflage (Jena 1922) mit einem Vorwort von Gereon Wolters. Darmstadt 1991, S. 10.

6 Vgl. Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1999, S. 130–133.

von den sogenannten „Pluralitäten“ (Moritz Csáky) bestimmt: durch eine Vielfalt der Kulturen, die sich durch ihre Sprachen, durch ihre Symbolwelten (Architektur, literarische Topoi, Brauchtum, Traditionen der Küche oder der Musik), Konfessionen und rechtlichen Organisationsformen voneinander unterschieden. Diese Differenzen wirkten in den Städten, wo sie vermehrt erfahren wurden, verstärkt bewusstseinsprägend.⁷ In den urbanen Räumen verunmöglichte die verwirrende Vielfalt oft jedwede eindeutige individuelle und kollektive Zuordnung und Identifikation. Der/die urbane Mitteleuropäer/in stand somit ständig im Spannungsfeld vielfältiger kultureller Codes, Vorstellungen und Gedächtnisse, kurz: kultureller Mehrdeutigkeiten.⁸ Diese fanden u. a. in der Selbstverständlichkeit vermischter Sprachverwendung Ausdruck.⁹

Diese identitären Verschichtungen und Verflechtungen verdichteten sich noch zusehends in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die massenhafte Zuwanderung in die Städte Österreich-Ungarns. In der Haupt- und Residenzstadt Wien hatte sich die Zahl der Einwohner bis zum Jahr 1914 verfünffacht.¹⁰ Viele der in Wien wohnenden Menschen waren als wandernde Handwerker oder im Sog der Industrialisierung von anderen, häufig slawischen Sprachregionen der Monarchie zugewandert.¹¹ Im Jahr 1880 waren z. B. von den Einwohnern Wiens nur 38%, 1900 nur 46% in dieser Stadt geboren.¹² Wiens Zuwanderer waren vermehrt gezwungen, sich der deutschsprachigen Majorität anzupassen. Anpassung hieß aber nicht, individuelle und kollektive Identitäten vollends aufzugeben; das Mitgebrachte wurde vielmehr bewusst bewahrt, das Neue aber soweit angeeignet, wie es für die jeweilige Situation sinnvoll war. Der kulturelle

- 7 Vgl. u. a. Csáky, Moritz: Kultur, Kommunikation und Identität in der Moderne. In: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch* 1 (2005), S. 108–124. Ders.: Historische Reflexionen über das Problem einer österreichischen Identität. In: Wolfram, Herwig / Pohl, Walter (Hg.): *Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung*. Wien 1991, S. 29–47. Vgl. Ders.: Kollektive Identitäten in Zentraleuropa in der Moderne. In: Andreis, Flavio / Boaglio, Gualtiero / Metzeltin, Michael (Hg.): *Textualität und Mythos. Der Politische Diskurs Italiens im 19. und 20. Jahrhundert*. Wien 2000, S. 21–44. Vgl. Ders.: Gedächtnis, Erinnerung und die Konstruktion von Identität. Das Beispiel Zentraleuropas. In: Bosshart-Pfluger, Catherine / Jung, Joseph / Metzger, Franziska (Hg.): *Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten*. Frauenfeld / Stuttgart / Wien 2002, S. 25–49.
- 8 Vgl. Csáky, Moritz / Stachel, Peter (Hg.): *Mehrdeutigkeit. Die Ambivalenz von Gedächtnis und Erinnerung*. Wien 2002.
- 9 Vgl. Wodak, Ruth / De Cilla, Rudolf: Sprachliche Identitäten. Multikulturelles und multilinguales Erbe. Und welche Zukunft? In: Csáky / Stachel 2002, S. 153–177, hier S. 157 ff.
- 10 Vgl. Weigl, Andreas: *Demographischer Wandel und Modernisierung in Wien*. Wien 2000. Eder, Franz X. [u.a.] (Hg.): *Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum*. Innsbruck [u. a.] 2003 (Querschnitte 12). Fassmann, Heinz / Münz, Rainer: *Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen*. Wien 1995, besonders S. 13–20.
- 11 Vgl. Steidl, Annemarie: *Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der Haupt- und Residenzstadt Wien*. Wien 2003.
- 12 Vgl. Csáky 2002, S. 41.

Kommunikationsraum Wiens wurde unter diesen Voraussetzungen sukzessive differenzierter, gleichzeitig aber auch komplexer und mehrdeutiger. Aus den Überlagerungen verschiedenster kultureller Codes resultierten zwangsläufig *hybride* Verhältnisse, so dass sich jeder Bewohner Wiens (sowie anderer Städte) in einer Welt vielfältiger, sogar widersprüchlicher, jedenfalls aber sich ständig verändernder Identifikationsangebote wiederfand, mit denen er zu Recht kommen musste.

Das besondere Merkmal dieser Hybridität war ein „Grundverhältnis der oppositionellen Spannung“ zwischen den (und innerhalb der) Kulturen. Differenzen waren manifest. Der bosnische Autor, Kritiker und Essayist Dževad Karahasan unterstreicht diese Tatsache in seinem „Tagebuch der Aussiedlung“¹³ als *das* zentrale Merkmal des zentraleuropäischen Kulturmodells. In den hybriden Ordnungen der Städte Zentral-europas wurden diese Unterschiede aufgrund der Vielfalt kultureller Muster stärker wahrgenommen, Identitäten sonach unter dem Vorzeichen einander kontrastierender kultureller Symbole gestiftet. Die Identität der Anderen bildete eine besondere Voraussetzung für die klare Artikulierbarkeit eines Ich. Karahasan beschreibt diese unauflösbare Verklammerung von Identität und Differenz mit den Worten „Ich bin ich, weil Du du bist“.¹⁴ Da diese einander wechselseitig bedingten, wäre jeder Angriff auf den Anderen zwangsläufig mit Selbstauslöschung verbunden gewesen. Jede Trennung von Identität und Differenz musste daher verhängnisvoll wirken. So lange aber ein aktives Spiel – Aushandlungsprozesse – zwischen den unterschiedlichen kulturellen Repräsentationen stattfand, oder anders gesagt: solange sich die Akteure ihres Aufeinander-Angewiesen-Seins bewusst waren, Interessenskonvergenz und Reziprozität sowie eine Art interkulturelle Arbeitsteilung vorherrschte, waren Differenzen völlig unproblematisch.¹⁵ Sie bildeten die Grundvoraussetzung für einen *Pluralismus*. Aufgrund der Differenzen waren etwa die verschiedenen Kulturen Bosniens, das Karahasan als Beispiel herausgreift, gezwungen,

zu kohabitieren und Verhaltensformen zu suchen, die dieses gemeinsame Leben erträglich machten, indem sie bei dieser Suche auch Beziehungen aufbauten, die sich mit Goethe als ‚Toleranz ohne Gleichgültigkeit‘ bezeichnen ließen.¹⁶

Mit den Differenzen akzentuierte sich das Bewusstsein für den Anderen, dieses stiftete Identität.

13 Vgl. Karahasan, Dževad: *Tagebuch der Aussiedlung*. Klagenfurt–Salzburg 1993.

14 Karahasan, Dževad: *Ich bin ich, weil du du bist*. In: Ders.: *Fragen zum Kalender*. Artikel, Essays, Reden. Wien 1999 (Interventionen 1), S. 34–46.

15 Vgl. Ackermann, Andreas: *Wechselwirkung – Komplexität*. Einleitende Bemerkungen zum Kulturbegriff von Pluralismus und Multikulturalismus. In: Ackermann, Andreas / Müller, Klaus E. (Hg.): *Patchwork*. Dimensionen multikultureller Gesellschaften. Geschichte, Problematik und Chancen. Bielefeld 2002, S. 9–29, hier S. 11, S. 14.

16 Karahasan, Dževad: *Das Ende eines Kulturmodells?* In: Karahasan 1999, S. 70–87, hier S. 77.

Die soziale Wirklichkeit der letzten Jahrzehnte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zeigte aber deutlich auf, dass es trotz der „Pluralitäten“ kein zwingendes Modell kultureller Zugehörigkeit, d. h. „*entweder-oder*“- *Identitäten* gab. So schreibt Robert Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* dazu treffend:

Denn Kakanien war von einem in großen historischen Erfahrungen erworbenen Mißtrauen gegen alles Entweder-Oder beseelt und hatte immer eine Ahnung davon, daß es noch viel mehr Gegensätze in der Welt gebe, als die, an denen es schließlich zugrunde gegangen ist. [...] Sein Regierungsgrundsatz war das Sowohl-als-auch.¹⁷

Was der Schriftsteller hier für Österreich-Ungarn diagnostizierte, war *das* Symptom, das viele Menschen in der Donaumonarchie in ihrer letzten Phase befiel: eine „Identität der Identitätslosigkeit“ (A. Bolterauer)¹⁸. Die Denkfigur, welche die Identitätsproblematik in ihrer spezifischen Österreichisch-Ungarischen Ausprägung zutreffend charakterisiert, liefert aus kulturwissenschaftlicher Perspektive wohl der Hybriditätsbegriff. Dieser hat gegenüber Konzepten der Vermischung den Vorteil, dass er die Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und Konflikte im identifikatorischen Gefüge mitbedenkt. Während der Vermischungsgedanke die Kulturbegriffe auf das Konzept des National-Authentischen zuschneide, so der argentinisch-mexikanische Anthropologe Néstor García Canclini, erfasse Hybridität dasjenige, was aus Verschiedenem zusammengesetzt sei:¹⁹ das Fragmentarische, „die unendliche Vielzahl zumeist alltäglicher ‚Geschichten‘, die zu multiplen Formen der kulturellen Interaktion Anlass geben.“²⁰

- 17 Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hg. von Adolf Frisé. Bd. 4. Reinbek bei Hamburg 1981, S. 1445.
- 18 In der Terminologie des Identitätsdiskurses müsste im Hinblick auf Robert Musil von einer „Identität der Identitätslosigkeit“, so Alice Bolterauer (in einem gemeinsamen Vortrag mit dem Autor dieses Aufsatzes) gesprochen werden, d.h. einer Form von Identität, die sich dadurch auszeichnet, dass sie sich fixen Identifizierungen verweigert. Vgl. Bolterauer, Alice / Feichtinger, Johannes: *Identitätsbildungen in Zentraleuropa um 1900*. Vortrag gehalten auf dem SFB-Workshop *Identität(en) und Moderne in Zentraleuropa*, Sarajevo, 9.5.2003. Vgl. Bolterauer, Alice: *Marionetten und Männer ohne Eigenschaften. Überlegungen zur Identitätsproblematik bei Robert Musil*. In: Kernmayer, Hildegard (Hg.): *Zerfall und Rekonstruktion. Identitäten und ihre Repräsentation in der Österreichischen Moderne*. Wien 1999 (*Studien zur Moderne* 5), S. 245–264, hier S. 262.
- 19 Vgl. García Canclini, Néstor: *Culturas híbridadas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. Buenos Aires 1989, S. XX–XI. Zum Hybriditätsbegriff vgl. auch: Prutsch, Ursula: *Habsburg Postcolonial*. In: Feichtinger, Johannes / Prutsch, Ursula / Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck u. a. 2003 (*Gedächtnis – Erinnerung – Identität* 2), S. 33–43, hier S. 33–37.
- 20 Schumm, Petra: „Mestizaje“ und „culturas híbridadas“ – kulturtheoretische Konzepte im Vergleich. In: Scharlau, Birgit: *Lateinamerika denken. Kulturtheoretische Grenzgänge zwischen Moderne und Postmoderne*. Tübingen 1994, S. 59–80, hier S. 67.

Zur kulturwissenschaftlichen Perspektive

Wird unter soziologischer Perspektive das Verhältnis zum signifikant Anderen als Ausgangspunkt für Identitätsbildungen sinnfällig, so wird unter postmodernem Blickwinkel sichtbar, dass sich Identitäten nicht nur der konkreten Differenzwahrnehmung verdanken, sondern auch – wie Peter Niedermüller schreibt – Resultate politischer und sozialer Deutungsprozesse darstellen.²¹ Unter konstruktivistischer Perspektive ist sonach *nicht* danach zu fragen, was das Wesen eines kollektiven Selbst ausmacht, sondern wie Differenzen konstruiert, d. h. erfunden und zur Identitätsbildung verwendet werden. Identitäten erwachsen daher nicht notwendig aus *objektiven* Merkmalen, d. h. durch Abgrenzungen anhand von Sprache, Kultur und/oder Geschichte, sie können auch auf konstruierten Vorstellungen (Diskursen) beruhen. Diese Perspektive zur Identität lässt erkennen, dass die Merkmale, auf denen Abgrenzungen beruhen, immer auch mit einer diskursiven Sinnvorgabe aufgeladen werden. Oder anders gesagt fällt die Entscheidung darüber, welche Abgrenzungskriterien (sei es Hautfarbe, Sprache, Religion) für die Differenzkonstruktion als maßgeblich und hinreichend erachtet werden, diskursiv. Derartige Diskurse sind und waren allerdings niemals unverfänglich und zweckfrei.

Der zentrale diskursive Raum, in dem in Europa seit dem 19. Jahrhundert Unterschiede verstärkt produziert, festgestellt und gedeutet wurden, war jener, den die Nation vorgab. Im Nationalstaat wurden nicht nur Staatsbürger erschaffen, sondern zugleich auch Andere, die im 20. Jahrhundert unter einem Begriff versammelt wurden, der davor für den konfessionellen Bereich verwendet wurde: Diese nationalen ‚Minderheiten‘ wurden zwar keineswegs vollständig ausgegrenzt, wohl aber in reduktiven Vorgängen zu einer nicht dazugehörenden ‚Ihr-Gruppe‘ abgewertet. Solche Vorgänge der Selbstaufwertung durch Abwertung Anderer wurden sinnfällig durch die Verwendung des Kollektivsingulars (z.B. ‚der Jude‘) und sind es noch: ‚der Mohammedaner‘ (statt Muslime), ‚der Zigeuner‘ usw. Die noch immer virulente Minderheitenproblematik ist der beste Beweis dafür, dass sich in solchen Prozessen die „konstitutive Logik“ noch nicht abgeschlossener oder wieder auflebender nationaler Identitätsbildungsprozesse zeigt.²²

21 Vgl. Niedermüller, Peter: Der Mythos des Unterschieds: Vom Multikulturalismus zur Hybridität. In: Feichtinger / Prutsch / Csáky 2003, S. 69–81, hier S. 71.

22 Vgl. Feichtinger, Johannes: Europa, quo vadis? Zur Erfindung eines Kontinents zwischen transnationalem Anspruch und nationaler Wirklichkeit. In: Csáky, Moritz / Feichtinger, Johannes (Hg.): Europa – geeint durch Werte. Die europäische Wertedebatte auf dem Prüfstand der Geschichte. Bielefeld 2007, S. 19–43. Vgl. Heiss, Johann: Orientalismus, Eurozentrismus, Exotismus. Historische Perspektiven zu gegenwärtigen Trennlinien. In: Sauer, Birgit / Strasser, Sabine (Hg.): Zwangsfreiheiten. Wien 2008 [Im Erscheinen].; Niedermüller 2003, S. 72f., S. 74.; Schaebler, Birgit: Civilizing Others. Global Modernity and the Local Boundaries (French/German, Ottoman, and Arab) of Savagery. In: Schaebler, Birgit / Stenberg, Leif (Hg.): Globalization and the Muslim World. Culture, Religion, and Modernity. New York 2004, S. 3–29.

Das zentrale Verdienst postmoderner, konstruktivistischer Identitätstheorien liegt daher darin, verdeutlicht zu haben, dass das Identitätskonzept nicht nur ethnographisch erfassbare Unterschiede beschreibt, sondern zugleich auch produziert und Differenzen zum Zwecke der Nationsstiftung symbolisch auflädt, oder um es mit Peter Niedermüller zu formulieren:

In diesem Sinne funktioniert die Kategorie der kulturellen Differenz in der Moderne als kognitiver und sozialer Deutungsmechanismus, der die soziokulturelle Welt, den sozialen Raum ordnet, erklärt und interpretiert.²³

Zusammengefasst zeigt sich, dass sowohl das soziologische als auch das konstruktivistische Identitäts- und Differenzmodell zur Entzifferung von Identitätskonstruktionen – insbesondere in Zentraleuropa – gewinnbringend sein kann. In diesem Raum ergaben sich für *keine* Kultur- und Sprachgemeinschaft eindeutige Kriterien nationaler Zugehörigkeit, dennoch (oder vielleicht deswegen) spielte die Nation hier die zentrale identitätsstiftende Rolle. Doch war sie keine „naturwüchsige Gegebenheit“²⁴, sondern das Produkt intellektueller Werkmeister, nationaler Aktivisten, die das ‚Verständigungsmittel‘ Sprache in einem vielsprachigen Raum zu einem ‚Symbol‘ der Abgrenzung von- und zueinander aufwerteten.²⁵

Identitätsbildungen in Zentraleuropa

Im Sinne der Ausführungen des postkolonialen Theoretikers Anil Bhatti im Band *Habsburg Postcolonial* (2003) lässt sich für Zentraleuropa ein Unterschied zwischen Auffassungen diagnostizieren, die von einer positiven Bewertung der Differenzen ausgehen (dem entspricht das Konzept der *Plurikulturalität*) und solchen Auffassungen, die Differenzen als Unordnung und Unreinheit diffamieren und sich dabei das Ziel setzen, Ordnung zu schaffen.²⁶ Im pluralistischen Verständnis ist Differenz oder Andersheit ein konstitutives Merkmal von Kultur. Alterität wird als normal befunden. Auch in plurikulturellen Situationen können Sprache, Konfession und kulturelles Gedächtnis identitäts-

23 Niedermüller 2003, S. 71.

24 Vgl. Bronfen, Elisabeth / Marius, Benjamin: Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Bronfen, Elisabeth / Marius, Benjamin / Steffen, Therese (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen 1997 (Stauffenburg Discussion 4), S. 1–29, hier S. 2.

25 Vgl. Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Frankfurt am Main 1993. Vgl. auch: Hobsbawm, Eric / Ranger, Terence (Ed.): The Invention of Tradition. New York 1983 (1997). Berger, Peter L. / Luckman, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1971 (1996).

26 Vgl. Bhatti, Anil: Kulturelle Vielfalt und Homogenisierung. In: Feichtinger / Prutsch / Csáky 2003, S. 55–68, hier S. 55.

stiftend sein; hier erfüllen sie aber häufig den Zweck sozialer Distinktion und weniger den nationalkultureller und ethnischer Abgrenzung.

Im anderen Verständnis von Kultur stört die Differenz. Zugespißt lässt sich dieses Verständnis vielleicht als *multikulturell* bezeichnen. Der Multikulturalismus wirbt zwar für Vielfalt, aber mit dem Ziel der Wahrung und Vertiefung von Unterschieden (kulturelle Zugehörigkeit, Herkunft und Tradition). Andersheit wird vorgestellt, um auf diese Weise in einem vermeintlichen Chaos Ordnung zu schaffen.²⁷ Allein wenn Alteritäten sichtbar sind, kann der Andere für ‚deviant‘ erklärt und seine Ausgrenzung über Kultur gerechtfertigt werden.²⁸

War die erstere Auffassung – die „Plurikulturalität“ (Anil Bhatti) – für das zentraleuropäische Kulturmodell lange Zeit konstitutiv, so gewann letzteres Verständnis von kultureller Differenz im ausgehenden 19. Jahrhundert zusehends an Relevanz. Zum einen wurden die Unterschiede zwischen eigen oder zugehörig und fremd oder nicht-zugehörig symbolisch markiert, zum anderen wurden solche Dichotomien durch ein wirkmächtiges Narrativ – die Nationalität – vertieft. In der Vorstellung von nationaler Homogenität wurden plurikulturelle Verhältnisse als verunreinigt und bedrohlich aufgefasst. Sonach wurden im Inneren Diversitäten – Unterschiede zum signifikant Anderen – eingegebenet, nach außen hin aber neue kulturelle Differenzen konstruiert,²⁹ und zwar anhand des symbolischen Markers der Sprache.³⁰

Durch sprachliche Kommunikation können zwar Absperrungen überwunden, vermittelt Sprache aber auch Unterschiede vertieft werden. Mit Hilfe der Sprache grenzten sich jene, die sich zur Nation zählen durften, von denen ab, die außerhalb ihrer standen. Die Sprache profilierte sich mit der Nationalisierung in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie als *das* normative Symbolsystem, das Mehrsprachigkeit als unnatürlich, Einsprachigkeit aber als natürlich erscheinen ließ (A. Bhatti).³¹ Mit dem Zerfall der Monarchie wurde die Zugehörigkeit zu *einem* Kollektiv, zur (deutschen) Sprachnation, unter Auslöschung anderer identifikatorischer Momente, und somit Einsprachigkeit zum Ideal erhoben. In den nachfolgenden Homogenisierungsmanövern fielen die vornatio-

27 Vgl. ebd., S. 56.

28 Vgl. Niedermüller 2003, S. 77.

29 Zwar bedarf es auch in einer Nation eines marginalen Anteils Nicht-Zugehöriger, die für erstere konstitutiv sind, weil sie das Andere symbolisieren, gegebenenfalls werden diese aber einem Assimilationsprozess unterworfen.

30 Die Symbolkraft der Sprache spielt auch in gegenwärtigen Nationsbildungsprozessen eine maßgebliche Rolle. Zur Aufwertung der kulturellen Differenz werden oftmals dort symbolische Grenzziehungen eingefordert, wo signifikante Unterschiede verloren zu gehen drohen (z. B. durch die bewusste Zerstörung der *Bindestrich-Sprachen*, wie des Serbo-Kroatischen). Vgl. Sundhaussen, Holm: Neue Untersuchungen zum destruktiven Potential von Sprache und zur Überlebensfähigkeit multilingualer Staaten, in: Berliner Osteuropa-Info 17 (2001), S. 7–9.

31 Vgl. Bhatti 2003, S. 56 f.

nen, anationalen oder übernationalen Minderheiten verstärkt einem „nationalen Reinheitsgebot“ zum Opfer.³² Somit war die Plurikulturalität zum Untergang verurteilt,³³ die Identität auf ein einziges wirkmächtiges Narrativ und einen einzigen Handlungsgrund – nämlich die Nation – reduziert. Anfangs wurde das Andere vielleicht noch toleriert, bald wurde es aber marginalisiert und schließlich drohte ihm nach der Ausgrenzung die Ausmerzung.

Dieser Akt symbolischer Differenzkonstruktion setzte zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt ein: – zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als das ständisch-feudale Herrschaftswesen, in dem Differenzen sozial, aber noch nicht *national-kulturell* aufgeladen waren, in einen modernen individualistisch-liberalen Staat verwandelt wurde. Im Zuge dieser Transformation nutzten die Werkmeister der Sprachnation die „Culturverschiedenheiten“ (Jozsef von Eötvös) als Vehikel nationaler Unterscheidung. Sprach František Palacký (1798–1876) im Jahr 1866 noch von „*natürlichen* Unterschieden“³⁴, die den verschiedenen Nationalitäten zunehmend bewusst geworden wären, so zeigten zuletzt Historiker, dass vielmehr „harte Arbeit“ investiert werden musste, um die verschiedenen Kulturen, sozialen Schichten und Konfessionen Österreichs zur Stiftung nationaler Identität voneinander abzugrenzen.³⁵ Die Identitätsfindung anhand *nationaler* Kriterien war also ein spezifisches Merkmal des modernen liberal verfassten Staates. In der habsburgischen Ordnung, die in den 1860er Jahren in einen Verfassungsstaat verwandelt wurde, verlief die Ausbildung nationaler Identitäten zunehmend prekär, da sich nämlich die zahlreichen Sprachgruppen nicht auf ebenso viele Provinzen verteilten. Die sprachlichen Mehrheitsverhältnisse divergierten mitunter von Ort zu Ort, die Nationalitäten waren unauflöslich ineinander verzahnt. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass seit 1867 das aufstrebende *deutsch-liberale* Bürgertum (in Österreich) bzw. die Magyaren (in Ungarn) – national gefärbte Schichten – ihre jeweilige nationale Vorherrschaft abzusichern und auszuweiten versuchten.³⁶ Dieses hegemoniale Ansinnen wirkte vorbildhaft für andere Nationalitäten, die unter dieser generellen Stoßrichtung solche Ansprüche ihrerseits gegenüber anderen erhoben. Stefan Simonek spricht von

32 Vgl. Luft, Robert: Machtansprüche und kulturelle Muster nichtperipherer Regionen: Die Kernlande Böhmen, Mähren und Schlesien in der späten Habsburgermonarchie. In: Feichtinger / Prutsch / Csáky 2003, S. 165–187, hier S. 179.

33 Vgl. Karahasan 1999, S. 84 f.

34 Palacký, František: Österreichs Staatsidee. Prag 1866 (Original 1865), S. 13.

35 Vgl. Judson, Pieter M.: Constructing Nationalities in East Central Europe. Introduction, in: Ders.: Rosenblit, Marsha L. (Hg.): Constructing Nationalities in East Central Europe. New York / Oxford 2005 (Austrian and Habsburg Studies 6), S. 1–18. Ders.: Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria. Cambridge, Mass. [et. al] 2007.

36 Vgl. Feichtinger, Johannes: Habsburg (post)-colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa. In: Feichtinger / Prutsch / Csáky 2003, S. 13–31, hier S. 18–22. Vgl. auch Gellner, Ernest: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991, S. 146 f.

„Mikro- bzw. Binnenkolonialismen“,³⁷ die notwendig mit In- bzw. Exklusionsvorgängen verknüpft waren, so dass jene Sprachgruppe, die an einem Ort als ‚Hegemon‘ auftrat, andernorts ohnmächtiges Opfer latenter oder manifester Assimilations- bzw. Dissimilationszwänge werden konnte.

Ambivalenzen

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie war ein komplexes soziales Gefüge mit einer verwirrenden Vielfalt sprachlicher, kultureller und konfessioneller (jedenfalls sinnstiftender) Symbolsysteme. Vielfachidentität war für gebildete Schichten normal, das soziale Gefüge aber auch weitgehend undurchlässig. Das im Jahr 1867 gewährte „unverletzliche Recht“ aller „Volksstämme des Staates“ „auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache“³⁸ wirkte auf manche soziale Schichten zwar emanzipativ. Das altliberale Verfassungspostulat, das auf der Vorstellung gleicher Rechte für alle Staatsbewohner beruhte, bildete aber zugleich den Auftakt für destruktive Vorgänge nationaler Identitätsstiftung. In diesen wurden Identität und Differenz nicht als vorläufig, brüchig und dem Spiel der Geschichte unterworfen verstanden, Andersartigkeit wurde vielmehr essenzialisiert. Die Unterscheidung vom Anderen wurde zunehmend als wesentlich aufgefasst und durch Begriffe wie ‚Volk‘, ‚Kultur‘ und ‚ethnische Gemeinschaften‘ markiert. Zusehends verschoben sich Anteile der Macht auf die Nationalitäten. Um dieser Macht Ausdruck zu verleihen, wurde homogenisiert, zugleich wurden aber auch neue kulturelle Differenzen konstruiert und sodann mit symbolischen Mitteln verfestigt. Das erhebliche Konfliktpotential, das daraus erwuchs, verstärkte zum einen das ‚Wir-Gefühl‘ auf der Basis vermeintlicher ‚ethnischer Differenz‘. Ethnizität wurde zu einer neuen Kategorie individueller und kollektiver Selbstverortung. Weiters wurden die Begriffe ‚Kultur‘ und ‚Volk‘ dafür verwendet, einem ‚Wir-Gefühl‘ versus einem ‚Ihr-Gefühl‘ zum Vorrecht zu verhelfen. Kultur wurde zu diesem Behufe (gleich der Ethnizität) als unveränderbare Substanz, nicht aber als eine sich ständig verschiebende Position begriffen. Identität wiederum wurde als Teil dieser als wesentlich verstandenen Kultur aufgefasst. Die Kultur wäre in der Tiefe des ‚Volkes‘ – der Volksseele – verwurzelt und sie würde durch das Gedächtnis der Nation bewahrt. Mittel zum Zweck solcher Identitätsstiftung war die Ausgrabung vermeintlich authentischer Wurzeln, dank der jene Kultur, deren Wurzeln tiefer lagen, für sich Vorrechte reklamieren konnte. Drei Denkfiguren bildeten die Basis: Identität wurde essentialistisch gefasst, das nationale Gedächtnis als Container: Beide

37 Vgl. Simonek, Stefan: Möglichkeiten und Grenzen postkolonialistischer Literaturtheorie aus slawistischer Sicht. In: Feichtinger / Prutsch / Csáky 2003, S. 129–139, hier S. 131.

38 Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes (1867)

waren in einer vermeintlich verwurzelten Kultur eingefasst. Zum anderen wurde in diesem hybriden Milieu mit dem Aufkommen nationaler Homogenitätsvorstellungen aber auch zunehmend eine Fragmentierung der Identitäten registriert.³⁹ Schließlich wurden in Anbetracht der nationalen Homogenisierungsmanöver individuelle und kollektive Identitätskrisen in der de facto noch immer vielfältig verschichteten und verflochtenen Kultur unabwendbar. Die ‚verletzte Identität‘⁴⁰ gab Anlass, das „Wert-Vakuum“⁴¹ durch neue „Surrogatkonzepte“⁴² zu sublimieren. In diesen Wiederherstellungsversuchen des verletzten Selbst wurde Identität als unveränderlich gefasst. Doch gaben sich wenige, außergewöhnliche Wissenschaftler nicht mit derartigem Ersatzhandeln zufrieden. Sie verfolgten vielmehr das Ziel, Selbstvergewisserungsvorgänge dieser Art offen zu legen, um in reflexiver Begriffsarbeit neue theoretische Wege – oder vielmehr Auswege –: Umgangsform mit der verletzten Identität aufzuzeigen. Zwei solche Neuerer wurden eingangs genannt.

39 Vgl. Csáky 2000, S. 22.

40 Pollak, Michael: Wien 1900. Eine verletzte Identität, 1997.

41 Vgl. Broch, Hermann: Hofmannsthal und seine Zeit. Eine Studie. Hg. von Paul Michael Lützeler. Frankfurt am Main 2001, S. 34–45.

42 Wunberg, Gotthart: Unverständlichkeit. Historismus und literarische Moderne. In: Hofmannsthal Jahrbuch 1 (1993), S. 309–350, hier S. 317.